

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Farah, Nuruddin
Netze

Aus dem Englischen von Reinhild Böhnke

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42103-1

SV

Nuruddin Farah

Netze

Roman

Aus dem Englischen von
Reinhild und Gunter Böhnke

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Knots bei Riverhead Books (Penguin), New York

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

© Nuruddin Farah 2007

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42103-1

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Abyan, meiner Tochter,
und Kaahiye, meinem Sohn,
in Liebe gewidmet.

Zaak sagt zu Cambara: »Und wem gibst du die Schuld?«

»Schuld?« fragt Cambara gereizt zurück, während sie vorangeht und die Führung übernimmt, obwohl sie keine Ahnung hat, welche Richtung sie einschlagen muß. Sie ist ja gerade erst nach langer Abwesenheit in Mogadischu eingetroffen und kennt sich nicht mehr aus. Die Wahrzeichen der Stadt sind während des noch immer andauernden Bürgerkriegs so brutal zerstört worden, daß sie nach dem, was sie bisher von der Stadt gesehen hat, daran zweifelt, ob sie etwas wiedererkennen wird.

Um Zaaks üblem Mundgeruch aufgrund seiner chronischen Zahnfleischentzündung zu entgehen, hat Cambara es vorgezogen, einen sicheren, höflichen Abstand zu halten. Als beide noch jünger waren und gemeinsam im selben Haushalt aufwuchsen, verschrieb ihm der Zahnarzt stets eine spezielle aromatische Zahnpasta mit antiseptischer Wirkung, dazu ein medizinisches Mundwasser und eine sehr weiche Zahnbürste. Cambara erinnert sich, daß sein Zahnfleisch oft heftig blutete und unglaublich schnell schwand und daß die Entzündung, zusammen mit der Reizung durch Zahnsteinablagerungen, die Lockerung etlicher seiner Zähne verursachte. Sie erinnert sich daran, daß er ständig an Verdauungsstörungen litt, seit Arda, ihre Mutter, die auch seine Tante väterlicherseits ist, ihn mit dreizehn aus einem Nomadennest geholt und unter ihre Obhut genommen hatte, damit er in Mogadischu eine anständige Schulbildung erhalten konnte.

Cambara wartet darauf, daß er die quietschende Tür schließt, und sieht zu, wie er den wackligen Türknauf einige Male hin und her dreht – vergeblich, denn das Schloß funktioniert nicht. Sie macht sich klar, daß Jahre vergangen sind, seit sie ihn das letzte Mal gesehen oder direkte Verbindung zu ihm gehabt hat. Arda hat zwischen ihnen vermittelt und ihre Tochter überredet, sich bei ihm einzuquartieren, wenigstens für die erste Zeit, da Cam-

bara ihr mitteilte, sie wolle nach Mogadischu gehen. Auf das Zureden ihrer Mutter hin willigte Cambara ein, zunächst bei »einem leiblichen Verwandten« zu wohnen, wie Arda es ausdrückte, bis sie vielleicht mit der guten Freundin ihrer Freundin in Toronto Verbindung aufgenommen hat. Cambara kann nun wirklich nicht erwarten, daß sich ihre Mutter an den schlimmen Mundgeruch ihres Neffen erinnert oder daß sie das als vernünftigen Grund für eine Weigerung ihrer Tochter, bei ihm zu wohnen, gelten läßt. Aber wie konnte sie selbst, Cambara, nur vergessen, wie schrecklich der Gestank war? Ihr wird geradezu übel. Dazu hatte sie nicht gewußt, daß er Kette rauchte und pausenlos Khat kaute, das milde Rauschmittel, von dem die somalischen Stadtbewohner in hohem Maße abhängig sind.

»Einer muß doch schuld daran sein?« hakt Zaak weiter nach.

»Und wer?«

Zaak läßt sie passieren und zum Seitentor hinausgehen – sie ist fast 1,80 groß, er nur 1,74. Kaum haben sie das Grundstück verlassen und sind hundert Meter gegangen, da verlangsamt sie ihren Schritt, bedeckt den Kopf mit einem schlichten Tuch, wie es die islamische Tradition verlangt, und bleibt ungefähr zehn Meter hinter Zaak. Mit niedergeschlagenen Augen – auch das wird in Mogadischu heutzutage von Frauen erwartet – greift sie in eine der Innentaschen ihres maßgefertigten Kaftans, um sich zu versichern, daß sie das Messer dabei hat – die Waffe ihrer Wahl, falls sie sich verteidigen muß. Man kann ihr ansehen, daß sie sich für eine böse Überraschung wappnet, auf die jeder in einer vom Bürgerkrieg geplagten Stadt gefaßt sein muß. Ihr Blick wandert voller Sorge von der Asphaltstraße, die sich in einem erbärmlichen Zustand befindet, zu Zaak, während sich ihre Finger langsam vom Messergriff lösen. Dann befeuchtet sie die gespannten Lippen, und ihr Kopf sendet zwei einander widersprechende Botschaften aus: Die eine rät zur Wachsamkeit, die andere beschwichtigt – sie sollte ganz auf Zaak vertrauen, wie es ihre Mutter geraten hat, weil er aus eigener Erfahrung die Lage einschätzen kann. Nach außen hin gleichgültig, wendet sie ihre Aufmerksamkeit für einen Moment Zaak zu. Sie studiert seinen Gesichtsausdruck oder viel-

mehr die Leere in seinem Gesicht und stellt erstaunt fest, daß er nicht den Eindruck macht, als rechne er mit einem unangenehmen Vorkommnis – etwa auf junge Milizionäre zu treffen, die nur darauf aus sind Chaos heraufzubeschwören, wobei schließlich einer von ihnen niedergeschossen oder getötet werden könnte. Sie versucht sich in einen entspannten Zustand gesteigerter Wachsamkeit zu versetzen, wenn das überhaupt möglich ist, da steigt ihr Zaaks durchdringender Körpergeruch in die Nase, die Folge der ungesunden, unhygienischen Lebensweise eines Khat-Konsumenten. Der Gestank wirft sie fast um. Sie ist einer Ohnmacht nahe.

Als verspätete Antwort auf ihre Frage »Und wer?« murmelt Zaak etwas Unverständliches. Cambaras zornige Blicke suchen unruhig den Horizont ab, und als sie und ihr Begleiter scharf um die Ecke biegen, steht da plötzlich eine Gruppe Jugendlicher in Sarongs und Flipflops mit AK-47-Gewehren. Instinktiv fährt ihre Hand wieder zum Messer, obwohl zwei der Burschen sie gar nicht zu beachten scheinen. Sie kauen hingebungsvoll ihr Khat und streiten mit schriller Stimme über das gestrige Fußballspiel Arsenal London gegen Manchester United, wobei sie darin übereinstimmen, daß der Schiedsrichter das Spiel versaut hat, weil er dem Kapitän der Gunners ungerechterweise die rote Karte zeigte. Cambaras angespannte Wachsamkeit läßt erst nach, als sie die Gefahr weit hinter sich gelassen haben.

Zaak fragt: »*Et tu?*«

Sie ist nicht geneigt, eine solche Frage zu diesem frühen Zeitpunkt ihres Besuchs zu beantworten, nicht bis sie einigermaßen überschauen kann, was sie hier erwartet. Eigentlich ist sie hoch zufrieden, daß sie bis jetzt einem ernsthaften Gespräch mit ihm ausweichen konnte. Sie befürchtet nämlich, er könne sich berufen fühlen, darauf herumzuhacken, wie ungenügend sie vorbereitet ist auf das, was sie mit ihrem Besuch erreichen will. Denn sie möchte mehr, als sich mit dem Land ihrer Geburt wieder vertraut zu machen und eventuell das Eigentum ihrer Familie, welches sich jetzt in der Hand eines kleinen Warlords befindet, wieder zurückzugewinnen. Sie ist voller Zweifel und fragt sich, ob es überhaupt

möglich ist, etwas so Beachtliches ohne die tatkräftige Hilfe vieler Menschen zu vollbringen. Natürlich weiß sie sehr wohl, daß der Warlord ihresgleichen keine Schonung gewähren wird, da es nicht der Natur dieser brutalen Kerle entspricht, Erbarmen mit irgendeinem Menschen zu haben. Und wie ist das mit Zaaq, ihrem Cousin und gegenwärtigen Gastgeber? Wird er eine schützende Hand über sie halten, wenn sie sich entschließt, dem Warlord die Stirn zu bieten? Wie wird er reagieren, wenn sie seine Loyalität auf die Probe stellt?

Was sie auch tut, sie darf Zaaq nicht einweihen, wenigstens nicht, bevor sie ihre Position gefestigt und Schwachstellen beseitigt hat, die sich nach einer Konfrontation mit dem kleinen Warlord und seinen bewaffneten Lakaien zeigen könnten. Auf keinen Fall darf sie es zulassen, daß Zaaq sie soweit bringt, die Motive für ihren Besuch selbst zu hinterfragen – was sie veranlaßt hat, ihr friedliches Leben, ihren Mann und ihre Arbeit in Toronto, wo sie drei Viertel ihres Lebens gewohnt hat, aufzugeben und in ein vom Krieg zerrissenes Land zu kommen. Als er sie vom Flughafen abholte, konnte sie spüren, daß ihm gewisse Fragen auf der Zunge lagen und er wissen wollte, ob sie ihr Zuhause endgültig verlassen habe und dauerhaft nach Somalia gekommen sei. Warum hat sie so viele schwere Koffer mit ihrer ganzen beweglichen Habe mitgebracht?

Daß sie in ihrer Ehe mit Wardi unglücklich war, blieb kein Geheimnis – alle wußten das schon lange. Da Zaaq außerdem einst auf dem Papier Cambaras »Ehemann« war und sie auf engem Raum »zusammenlebten«, zuerst als Kinder, dann als Paar, das eine Art Zweckehe führte, hat er seine ganz eigenen Ansichten. Er hält sie für eine Frau, die außerordentlich großzügig sein kann, ungemein treu, vor allem ihrer Mutter gegenüber, und ihren engsten Freunden treu ergeben, besonders Raxma. Doch sie ist auch eine ziemlich impulsive Frau, der man es kaum recht machen kann, die sich noch weniger festlegen läßt und die in letzter Zeit, wie man hört, etwas aus der Bahn geworfen wurde – verständlicherweise, da ihr Sohn tödlich verunglückte. Cambara gibt ihrem Mann Wardi und seiner kanadischen Geliebten die Schuld

am Ertrinken ihres Sohnes. Und obwohl Zaak sich nicht getraut hat, sie danach zu fragen – er befürchtet nämlich, sie könnte wütend werden, weil sie seine Frage als Provokation empfindet –, vermutet er, daß sie eine Weile bleiben will, jedenfalls nach dem Gewicht und der Menge ihrer mitgebrachten Koffer zu urteilen. Vielleicht erschien ihr die Idee, hierherzukommen, deshalb so verlockend, weil sie verzweifelt versucht, einen Ozean zwischen sich und Wardi zu bringen; doch außer ihrer Mutter und einigen engen Freunden hat Cambara allen anderen erzählt, sie sei hier, um den Tod ihres einzigen Sohnes zu betrauern. Sie ist allerdings nicht weiter auf ihren schrecklichen Verlust eingegangen, nicht einmal als Zaak ihr kondolierte, was sie nur mit einem schlichten »Danke« beantwortete. Auch ist ihr weder der Name ihres Mannes über die Lippen gekommen noch eine Andeutung, was aus ihrer Ehe werden soll. Auf seine Fragen hat sie stets nur kurz geantwortet, hat ein Ja genickt und keine weiteren Erläuterungen gegeben, oder mit einem Kopfschütteln ein Nein signalisiert und es vorgezogen, nicht ausführlicher zu werden. Soweit Zaak weiß, geht es Wardi ausgezeichnet: Er ist mittlerweile Partner in der Anwaltskanzlei. Zaak seinerseits hat sich klug verhalten, die offensichtlichen und nicht so offensichtlichen Klippen umschiff und sie nicht mit Fragen bedrängt. Wenn ihnen kein anderer interessanter Gesprächsstoff mehr einfiel, sind sie auf Cambaras Mutter, die sie beide lieben, ausgewichen.

Ein Thema gibt es jedoch, das beide nicht gern zur Sprache bringen möchten: ihre gemeinsame Vergangenheit als vermeintliches Ehepaar. Sie haben sich davor gehütet, weil die Sache besser ruhen sollte – die zwei Jahre, die sie als Mann und Frau (»Nur auf dem Papier, vergiß das nicht«, hat sie immer wieder betont) unter einem Dach, in Cambaras Wohnung, verbrachten, waren eine einzige Katastrophe. Vielleicht möchte sie über nichts, rein gar nichts Persönliches sprechen.

»Wurde hier in letzter Zeit gekämpft?« fragt sie und schließt zu ihm auf. Dann blinzelt sie sichtlich müde in die Nachmittags-sonne und läßt nach kurzem Zögern beim Gähnen ihre Kiefer knacken, wie ein Flugpassagier, der das Druckgefühl in den Oh-

ren loswerden will. Die Sonne brennt so gnadenlos, daß die Umrisse aller sichtbaren Gegenstände in ihrer Glut verschwimmen. Überall sieht sie die verräterischen Zeugnisse des Bürgerkriegs: Gebäude in willkürlicher Schräglage, viele ohne Dach, andere verbarrikiert, verwüstet und verlassen. Die Straße – einst geteert und autotauglich – ist total ruiniert; die Wände des Hauses unmittelbar an der Straße sind mit Einschüssen wie mit Pockennarben übersät, als ob sie einem schrecklichen Scharfschützen mit seinem Sturmgewehr zu Schießübungen gedient hätten.

»Kleinere Feuergefechte«, sagt er, als fiele es ihm nachträglich ein.

»Wie viele Milizionäre sind dabei umgekommen?«

»Nur unbewaffnete Zivilisten.«

Wie aus Höflichkeit hält Zaak seine Zigarette weg von Cambara – in der linken Hand – und die Finger der Rechten dicht am Mund, fast davor. Außerdem hat er den Kopf von ihr abgewandt; sie weiß nicht, ob er das tut, um sie vor dem kleinsten Nikotinhauch zu schützen, oder ob er schließlich bemerkt hat, wie sehr sein Mundgeruch sie belästigt.

Plötzlich sagt er jedoch herausfordernd und mit dem scharfen Ton eines Mannes, der in einem Moment höflich, im nächsten rücksichtslos und grausam sein kann: »Erzähl mir bloß nicht, daß du Angst hast.«

Sie tritt einen Schritt zurück, und man könnte meinen, daß sie ihn gleich ohrfeigen will. Dem ist nicht so. Sie möchte nur von ihren 1,80 Meter auf ihn herabblicken. Auch glaubt sie, daß in seiner Stichelei nur der angeberische Trotz eines Jungen steckt, was sie nicht weniger wurmt. Sie erinnert sich an ihre gemeinsame Kindheit im selben Haushalt – im Haus von Cambaras Eltern, um genau zu sein – und wie sie sich nur allzugerne auf jede Mutprobe einließ, im Gegensatz zu ihm; Zaak war von Natur aus kein Rebell und weniger geneigt, über die Stränge zu schlagen als sie. Schließlich war sie die geliebte Tochter des Hauses und er ein armer Verwandter.

Sie pflegte ihm alle möglichen Fehdehandschuhe hinzuwerfen, die er aber nicht aufhob. Woraufhin sie ihn dann verärgert hän-

selte: »Wetten, du traust dich nicht, Feigling!« Und sie feuchtete ihren Zeigefinger an, wie Kinder es tun, um die Zeit zu messen, die der Gegner für seine Reaktion braucht: Wenn der Zeigefinger trocken war, war die Herausforderung abgelaufen, in welchem Fall sie sich zur Siegerin erklärte. Er hielt sich lieber raus, wollte in Mogadischu bleiben und zur Schule gehen, statt ins Hinterland zu seinen ärmeren Eltern – sie lebten in der Nähe von Galkacyo in der Region Mudugh – zurückgeschickt zu werden. Ihm war ihr Größenunterschied stets bewußt, und es nervte ihn, daß sie ihm das immer wieder unter die Nase rieb.

Sie schlägt einen anderen Kurs ein. Sehr vernünftig sagt sie: »Nur Dumme haben keine Angst.«

»So habe ich es nicht gemeint«, entschuldigt er sich.

Als er sich zum Gehen anschickt, bemerkt Cambara, daß sie sich in der Nähe eines Straßenmarkts befinden. In der Tat begegnen ihnen Leute, die mit ihren Einkäufen vom Markt zurückkehren. Die von Kopf bis Fuß in billige Schleier gehüllten Frauen blicken trostlos, von manchen sieht man nur die Augen und Hände. Sie tragen ihre spärlichen Einkäufe in schwarzen Plastiktüten. Die Begegnung mit diesen Frauen in ihrem elenden Zustand macht Cambara traurig. Obwohl die Männer ebenso mißmutig und unzufrieden aussehen, wirken sie entspannter. Vielleicht kommt das daher, daß sie ihre geliebten Khat-Bündel unterm Arm verstaut haben, das Stimulans, das einige schon zu kauen begonnen haben. Während auf die Frauen nichts Erfreuliches wartet, nur immer wieder das Elend des Krieges, Vergewaltigungen, kranke Kinder, die gepflegt werden müssen, und nutzlose Ehemänner, die nach Herzenslust Khat kauen und über Politik palavern, während sie sich von vorn bis hinten bedienen lassen.

Sie hält sich selbst schon für ein Opfer dieser Angewohnheit. Schließlich hat Zaak sie aus dem Bett geholt und sie trotz ihres Jetlags gezwungen, ihn zu begleiten, damit er seine Tagesration kaufen kann. Sie hat Beweise für das Khatblätterkauen in dem Zimmer im Obergeschoß gefunden, wo sie untergebracht ist. Überall liegen die vertrockneten Überbleibsel der weggeworfenen Stengel herum. Ihr als Nichtraucherin und Nichtkonsumenten

tin von Khat erscheint der ihr zugewiesene Raum als gräßliches Loch, stinkend, die Wände grün von der Spucke der Khat-Kauenenden, die Ritzen vollgestopft mit den ungekauften Pflanzenstengeln.

Als Cambara ihre Schritte beschleunigt, um ihn einzuholen, stolpert sie, verliert das Gleichgewicht und stürzt beinahe. Zaak starrt vorwurfsvoll auf ihre in Sandalen steckenden Füße, die jetzt mit einer feinen braunen Sandschicht bedeckt sind.

»Das nächste Mal ziehe ich Straßenschuhe an«, sagt sie.

»An deiner Stelle würde ich auch einen Schleier tragen.«

Was der sich herausnimmt, empört sie sich, während sie über seine Äußerung nachdenkt. Sie ist natürlich nicht blöd; sie hat vorgesorgt und zwei Schleier gekauft, einen in Dearborn, Michigan, den anderen in Nairobi. Aber sie wird das verdammte Ding anlegen, wenn sie es will, nicht weil er ihr dazu geraten hat. Man braucht sie nicht daran zu erinnern, daß sie anders gekleidet ist als die Frauen, denen sie bisher begegnet sind, die meisten von ihnen verschleiert, manche in den traditionellen *Guntino*-Gewändern, andere in Lumpen. Cambara fällt auf, weil sie als einzige einen Kaftan trägt. Sie hat ihn angezogen, rechtfertigt sie sich vor sich selbst, weil er zur Hand war und sie keine Zeit hatte, ihre Koffer zu öffnen und darin nach einem Schleier zu suchen. Außerdem gestattet ihr der maßgefertigte Kaftan, ein Messer darin zu verstecken.

Er fragt: »Soll ich dich zu einem *Who-die*-Stand bringen? Wo du dir einen Schleier kaufen kannst?« Sie erkennt Gehässigkeit in seinem Blick und deutet das als Verhalten eines Mannes, der eine Frau herausfordert, dem seit kurzem bestehenden Schleierzwang zu trotzen. In ihrer Jugend war es für Somalierinnen nicht üblich, einen Schleier zu tragen; das taten eher arabische Frauen und einige Frauen der in der Stadt lebenden Urbevölkerung.

»*Who-die*-Stände? Warum heißen die so?«

»Das sind Verkaufsstände, an denen man getragene Schleier kaufen kann.«

Dann erklärt Zaak lang und breit, daß es in den letzten Jahren akzeptierte Praxis geworden ist, gebrauchte Kleidung in den ar-

men Ländern dieser Welt abzuladen, da viele ihrer Bürger die astronomischen Preise für neue Kleidung nicht bezahlen können.

»Aha«, sagt sie und nickt.

Er ist in seinem Element und fährt fort. »Die *Who-die*-Stände gehören einheimischen Unternehmern, die für einen Spottpreis eine Schiffsladung gebrauchter Kleidung bei einer der Sammelstellen in den reichen Ländern kaufen und diese dann importieren. Die Importeure und die Einzelhändler sind der Meinung, daß alle davon profitieren. Die Wahrheit sieht leider anders aus.«

»Und warum?«

»Weil diese Praxis die örtliche Textilindustrie vernichtet hat, da sie nicht mehr mit den Altkleiderhändlern konkurrieren kann. Die Leute haben diesen Spitznamen mit vielsagendem Zynismus geprägt: *Who-die*-Kleidung von *Who-die*-Verkaufsständen!«

Plötzlich ergreift unermeßlicher Kummer Cambara, als ihr einfällt, daß sie einen Koffer mit Sachen ihres toten Sohnes der Wohlfahrt gespendet hat, damit sie an die Armen von Toronto verteilt werden. Und natürlich weiß sie nicht, wo die Kleider, die ihr Sohn zurückgelassen hat, schließlich gelandet sind. Früher, als sie hier lebte, war es üblich, daß die Gutsituierten die Kleidung ihrer verstorbenen Angehörigen einer Moschee spendeten. Unter dem Eindruck des eben Gehörten ist ihr jetzt klar, daß sie das Ganze nicht mit einem Schulterzucken abtun kann. Sie wird darüber nachdenken müssen, wie sie die Kleidungsstücke – mit denen sie liebe Erinnerungen verbindet, da ihr quicklebendiger Sohn sie getragen hat – am besten und vernünftigsten verteilen kann. Sie wird sich ein paar Tage Zeit nehmen, ehe sie entscheidet, was sie tun soll und wem sie die Sachen – natürlich gratis – geben wird.

Er fragt: »Was meinst du? Soll ich dich zu einem *Who-die*-Stand bringen, damit du einen Schleier kaufen kannst?«

Cambara weicht seiner Frage aus, indem sie ihm selbst eine stellt. »Hast du nicht schon viele Jahre bevor du aus Toronto weggegangen bist das Rauchen aufgegeben?« fragt sie.

»Ja, das stimmt.«

»Warum hast du dann wieder damit angefangen?«

»Ein Laster zieht das nächste nach sich«, erwidert er grinsend.

»Was soll das heißen?«

»Das Khat-Kauen war das erste Laster, das ich mir angewöhnt habe, als ich hierhergekommen bin«, sagt er und schwenkt seine Zigarette. »Es vertreibt einem die Zeit.«

»Was? Das Rauchen?«

»Das Khat-Kauen hilft mir, meinen einsamen Alltag zu ertragen«, sagt er. »Mogadischu ist nämlich eine Großstadt ohne die Unterhaltungsmöglichkeiten einer solchen. Hier gibt es nichts zu tun: keine Nachtclubs, keine Orte, um sich zu vergnügen, und keine Bars, in denen man seine Sorgen ertränken kann, weil nicht einmal die Gaststätten Alkohol ausschenken. Nur Restaurants.«

»Keine Kinos?«

»Nicht wirklich.«

»Keine Theater?«

»Keine«, sagt er.

»Was ist aus dem Nationaltheater geworden?«

»Das Nationaltheater hat ein Warlord okkupiert, dessen Männer die Bühne und die Requisiten als Feuerholz benutzt haben, ebenso die Tische, Türen, Deckenbretter und jedes Stück Holz. Das Dach ist eingestürzt, und alles andere – die Spülkästen, die Waschbecken und Badewannen im Waschraum, ganz zu schweigen von den eisernen Toren, den Computern –, alles ist weggeschleppt, zerstört oder verkauft worden.«

»Wenn nun jemand etwas aufführen möchte?«

»Das wäre ein Knüller, aber es wird nie passieren.«

»Wegen der Warlords, die die Stadt beherrschen, meinst du?« fragt sie.

»Oder wegen der islamischen Gerichte, die es vorher verboten werden«, sagt Zaak.

»Mit welcher Begründung?«

»Aus moralischen und theologischen Gründen.«

»Aber du nimmst an, daß die einfachen Leute es sich anschauen würden?«

»Das nehme ich an«, erwidert er.

Cambaras Begeisterung ist deutlich zu spüren. »Womit unter-

halten sich denn die jungen Milizionäre in ihrer Freizeit, wenn sie mal die Gewehre aus der Hand legen?»

Zaak antwortet: »Sie schauen sich Videokassetten an – mit koreanischen, italienischen, englischen oder Hindi-Filmen.«

»Aber sie beherrschen doch diese Sprachen bestimmt nicht?«

»Die Filme sind synchronisiert.«

»Synchronisiert? Von wem?« Zaak fühlt sich eindeutig wohl in seiner Rolle und ist erfreut, Cambara, die von der Sache keine Ahnung hat, endlich einmal mit seinem Wissen beeindrucken zu können.

»Das Geschäft mit dem Synchronisieren von Filmen blüht in Mogadischu richtiggehend«, sagt er. »Es gibt auch Kung-Fu-Filme, die vor Ort produziert und hier gedreht werden.«

»Wo laufen sie?«

»In den Gebäuden, die einmal dem jetzt zusammengebrochenen Staat gehört haben und nun für alle frei zugänglich sind. Sie sind ziemlich heruntergekommen und werden hauptsächlich von den Obdachlosen der Stadt bevölkert. Das Außenministerium, die Technische Hochschule der Stadt, die Oberschulen.«

»Wie wird der Filmverleih organisiert?«

»Die Sansibarier, die vor den Kämpfen in ihrem Land hierher geflohen sind, haben dieses Geschäft fest in der Hand«, informiert Zaak sie. »Sie kontrollieren es beinahe wie eine Mafia.«

»Hast du von den synchronisierten Filmen schon mal welche gesehen?«

»Nein.«

Vielleicht hat er nur Zeit für Khat, denkt sie und fragt dann: »Kennst du jemanden, der sie gesehen hat?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein.«

Sie muß sich mit Kiin in Verbindung setzen, der Direktorin des Maanta-Hotels, die laut Cambaras Freundin Raxma viele Beziehungen hat und helfen könnte, Näheres über die Videokassetten zu erfahren und lokale Kontakte zu knüpfen, auch zum Frauen-Netzwerk, das Cambara bei vielen Dingen nützlich sein kann.

Cambara gesteht sich ein, daß es falsch war, unvorbereitet nach Mogadischu zu kommen, ohne Adressen und Telefonnummern,

außer der von Zaak, und ohne persönliche Kontakte. Nun ist es ja wohl zu spät, ihre abrupte Entscheidung zu bereuen. Zugegeben, sie hat lange über den Besuch nachgedacht. Mit Zaak wird sie ein ernsthaftes Gespräch jedenfalls erst führen, wenn sie eine ganze Weile hiergewesen ist.

Sie hat keine Ahnung, was Zaak von ihrem Vorhaben hält, aber sie kann sich denken, daß er noch sarkastischere Bemerkungen parat hat als ihre Mutter, die mit beispielloser Verblüffung reagierte, als Cambara sie von ihrer unmittelbar bevorstehenden Reise nach Somalia in Kenntnis setzte. Nach dem Grund gefragt, ging Cambara die Sache geradlinig und nicht ohne eine Spur Trotz an und sagte ihr, sie wolle den Familienbesitz zurückholen, ihn dem Warlord entreißen. Arda kochte vor Zorn und nannte das Vorhaben ihrer Tochter ein törichtes Unterfangen. »Das ist einfach verrückt«, bemerkte Arda, womit der Streit der beiden willensstarken Frauen begann. Cambara erklärte, daß diese Warlords Feiglinge und Dummköpfe seien und es daher nicht schwer sein könne, sie auszutricksen und aus dem Haus der Familie hinauszuschmeißen.

»Das ist geradezu selbstmörderisch«, wiederholte Arda.

Nach tage- und nächtelangen Wortgefechten gab Arda schließlich ihr Einverständnis zu Cambaras »unvernünftigem Vorhaben« unter dem Vorbehalt, daß sie Raxma einweihen, die hervorragende Kontakte nach Mogadischu hatte, und daß Cambara, bis alles vorbereitet war, entweder in Toronto warten oder dort unten vorübergehend bei Zaak wohnen sollte. Da Arda eine raffinierte Strategin war, der niemand das Wasser reichen konnte, machte sie sich heimlich daran, ein Sicherheitsnetz für ihre Tochter zu knüpfen, das sie beschützen und die Mutter über die verrückten Pläne ihrer Tochter auf dem laufenden halten sollte. Erst dann erklärte sich Arda bereit, »ihren Segen, was auch immer der nützen mag, zu einem Vorhaben zu geben, das so verkehrt ist wie eine Selbstmordankündigung«.

Ein gepanzertes Fahrzeug, das die unbefestigte Straße hinunterrast und direkt auf sie zukommt, schreckt Zaak auf. Er packt sie beim Arm und stößt sie vom Fußweg ins niedrige Gebüsch. Auf dem Gefährt befindet sich eine zusammengewürfelte Gruppe

junger Männer, die bis an die vom Khat ruinierten Zähne bewaffnet sind. Cambara rafft sich wieder auf, klopf ihren Kaftan ab und hat kaum Zeit, hinter ihnen herzustarren, ehe das Fahrzeug in der Staubwolke, die es aufgewirbelt hat, verschwindet.

»Ist alles in Ordnung? Hast du dich verletzt?« fragt Zaak.

Cambara ist schon weitergegangen. Sie erkundigt sich: »Wissen die Warlords eigentlich selbst, warum sie weiterkämpfen?«

»Ich weiß nicht, was du meinst«, sagt Zaak.

»Geht es ihnen und ihren Clanmitgliedern wirtschaftlich besser als zu Beginn des Bürgerkriegs? Und ist ihre Stellung sicherer? Warum hören sie nicht auf, das zu zerstören, was sie sich unrechtmäßig angeeignet haben?«

Zaak nimmt sich Zeit, ehe er die Fragen beantwortet, aber als er es dann tut, spricht er wie jemand, der einen anderen zitiert.

Er sagt: »Die Warlords sind so vernünftig wie Glatzköpfe, die um den Besitz von Kämmen kämpfen, obwohl sie wissen, daß sie die nicht gebrauchen können.«

»Was sind das für Männer, diese Warlords?«

»Der letzte Abschaum.«

Cambara würde ihm gern ein paar Töne zu dem Wort »Schmutz« im Sprachgebrauch des Bürgerkriegs sagen. Sie erinnert sich mit Widerwillen an Zaaks »kreative« Unordnung und den regelrechten Dreck in seinem Lebensumfeld. Entsetzt stellt sie fest, daß seine Toleranzschwelle gestiegen ist, seit sie damals zusammenwohnten, daß er sich mit Toilettenböden abfindet, die naß sind von Wer-weiß-was, mit Badewannen, so schwarz, als seien sie mit Ruß vom Kaminfegen beschmiert, mit einer Küche, in der es vor Schaben und anderem Ungeziefer wimmelt, mit Bettwäsche, die so lange nicht gewechselt wurde, daß sie ganz braun ist. Vielleicht hat der Bürgerkrieg etwas damit zu tun, daß Zaak sich mit immer mehr Dingen abfindet. Vielleicht hat sie ihn wirklich nicht sehr gut gekannt, als sie ihm damals half, eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung für Kanada zu bekommen. Schon bei seiner Ankunft war Zaak nicht sehr reinlich gewesen, vor allem hatte er die peinliche Angewohnheit, den Toilettensitz zu bepinkeln, wodurch die Wohngemeinschaft mit ihm zum täglichen

Ärgernis wurde. Und statt das noch einmal zu ertragen oder sich damit abzufinden, wird sie sich eine andere Unterkunft suchen müssen.

Sie wird nie vergessen, wie schockiert sie bei ihrer Begegnung auf dem Flughafen war, als sie in seiner Mimik und auch in seinen Bemerkungen diesen Zynismus und diese Feindseligkeit entdeckte, während er ihre sechs Gepäckstücke zum Jeep brachte. Möglichst bald.

»Hast du ein ganzes Kaufhaus mitgebracht?« fragte er.

Sie ließ sich durch seine Bemerkung nicht provozieren und sagte nur: »Du kennst mich ja.«

»Ich weiß, wie Frauen sind«, sagte er tadelnd.

In einem Anflug von Verärgerung hätte sie ihn beinahe gebeten, sie in ein Hotel zu bringen – egal, was ihre Mutter dazu sagen würde. Sie hat genug Bargeld mitgebracht und kann sich ein Zimmer in einem der besten Hotels für die Dauer ihres Aufenthalts leisten, wie lang der auch sein mag. Aber auch das wird sie nur zu ihren eigenen Bedingungen tun; sie wird sich nicht zu hastigen Entscheidungen drängen lassen, die sie später bereuen würde. Er kennt ihre Ungeduld und weiß, wozu sie fähig ist, wie oft sie Anstoß nimmt am Verhalten der Männer und ihrem Zorn freien Lauf läßt, als sei dieser ein eigenes, von ihr unabhängiges Wesen.

Sobald sie bei ihm ankamen und er Cambara ihr Zimmer gezeigt und sie auf die Toilette und das Badezimmer nebenan hingewiesen hatte, die nur für sie bestimmt waren, wurde ihr gesamter Körper plötzlich schlaff, und unmittelbar darauf unterdrückte sie sichtbar ein Gähnen. Er bot ihr an, sie allein zu lassen, damit sie duschen und sich einrichten und, wenn es ihr gelänge, ihren Jetlag wegschlafen könne. Er erklärte, daß er dringend zu einem Treffen gehen müsse, bei dem es um einen Konflikt zwischen zwei sich bekämpfenden Milizen desselben Clans gehe, was allzu häufig vorkomme. Aber er würde zurückkommen und sie mitnehmen auf ihren ersten Ausflug zum Markt, um seine Tagesration an Khat zu kaufen. Dann hörte sie, wie er die Treppe hinunterging, wie eine Tür geöffnet und zugeschlagen wurde. Sie beschloß, ein